

Gelebte Toleranz

Integration und Inklusion als
Herausforderungen für Kirche und Sport

43. Studienkurs des Arbeitskreises
Kirche und Sport der EKD



„Dabei sein ist alles“ – Eine Bibelarbeit zu Integration und Inklusion

Prof. Dr. Stefanie Schardien

„Dabei sein ist alles.“

Gesagt haben wir den Satz sicherlich schon einmal. Früher, wenn es für einen selbst oder für den besten Freund bei den Bundesjugendspielen mal wieder nur zur Teilnahmeurkunde gereicht hat, z.B. Und da stammt er ja auch her. Aus dem Sport. Genaue gesagt aus der Olympischen Bewegung, von Pierre de Coubertin, dem ersten Generalsekretär des IOC. Der Satz war ungewöhnlich, verkehrte er doch die ursprüngliche olympische Idee des *citius, altius, fortius* (schneller, höher, stärker) in ihr Gegenteil. Noch ungewöhnlicher, für unser Arbeiten hier aber gerade darum interessant, war vielleicht nur, dass Pierre de Coubertin mit diesem Satz einen Gedanken aus einer Predigt aufgriff. Er bezog sich damit nämlich auf den Bischof von Pennsylvania, Ethelbert Talbot, der sich so während der Olympiade in London 1908 in einen heftigen Streit zwischen US-amerikanischen und englischen Athleten und deren Funktionären einschaltete. Die USA waren überzeugt, ständig übervorteilt zu werden. Zeitungsmeldungen nach verging kaum ein Tag, an dem sie sich nicht über gefälschte Zeiten und Weiten beschwerten. In einem Gottesdienst, zu dem Sportler und Offizielle der Spiele geladen waren, predigte Talbot nun im Rückgriff auf Paulus, dass es doch gar nicht um den Sieg, sondern vorrangig um das Teilnehmen gehe: „The games themselves are better than the race and the price.“¹ Denn für Paulus waren die Athleten mit ihren Eigenschaften wie Enthaltbarkeit und Konsequenz zwar ein Vorbild für die Christen, doch sollten diese um einen anderen „Sieg“ kämpfen. Dieser Sieg besteht gerade im „Dabei-Sein“, nämlich im ewigen „Dabei sein bei Gott“. An die Korinther schreibt Paulus (1.Kor 9,25.) „Jeder Wettkämpfer lebt aber völlig enthalten; jene tun dies, um einen vergänglichen Siegeskranz zu bekommen, wir aber einen unvergänglichen.“ Dieses Dabei-Sein steht nun nicht nur dem *einen* Sieger oder den Bestplatzierten in Aussicht, sondern allen, die sich an Gott halten. Während also heute bei dem Satz „Dabei sein ist alles“ immer ein wenig Wehmut und Enttäuschung mitschwingt – denn meistens wird er ja nicht von den Siegern, sondern von oder zu den sportlichen Verlierern gesagt... –, klingt diese biblische Idee vom „Dabei sein“ anders: Sie klingt nach der Stimme der Sieger, die eben gerade nicht auf eine Einzelplatzierung hoffen, sondern auf die Teilnahme und Teilhabe an der großen Gemeinschaft der Gotteskinder, eingeschlossen – inkludiert – in der umfassenden Liebe Gottes.

„Dabei sein ist alles.“ Ist Gott also der eigentliche Inklusionserfinder?

Das käme uns ganz gelegen. Denn aus heutiger Überzeugung gilt doch für viele, wenn nicht gar alle gesellschaftlichen Bereiche: Inklusion ist das Zauberwort. Eine inklusive Gesellschaft ist die Sozialform der Wahl. Exklusion und Segregation sind

¹ Ture Widlund: Ethelbert Talbot. His Life and Place in Olympic History, abrufbar unter: URL: <http://www.la84foundation.org/SportsLibrary/JOH/JOHv2n2/JOHv2n2d.pdf>.

ohnehin längst überwunden und für politisch absolut unkorrekt befunden. Selbst Integration, so hört und liest man mittlerweile allerorten, ist sozialpolitisch überholt. Inklusion dagegen ist gut. Aus der christlichen Intuition heraus möchten wir die Gleichung dann gern so fortsetzen: Inklusion ist gut. Gott ist gut und tut Gutes. Also will, fordert und fördert Gott die Inklusion in der Welt.

Zu den nun weniger überraschenden Einsichten zählt, dass man in der Bibel lang nach all diesen modernen Begriffen wie Inklusion oder Integration suchen kann. Sie kommen nicht vor, sind unbekannt, wie so viele Dinge, mit denen wir uns in unserer Zeit befassen mal möchten, mal müssen. Wir suchen Rat und gute Gründe zur genauen Kursbestimmung und Ideen zur Umsetzung. Für Christinnen und Christen zählt der Blick in das Alte und Neue Testament, in die biblischen Geschichten und Hoffnungsbilder, dennoch zu den zentralen Fundamenten dieser Suche. Sie einfach vorschnell zur Seite zu legen, nur weil man im neutestamentliche Wörterbuch nicht fündig wird, würde die Spielregeln missachten – sozusagen ein „Fehlstart“ in die Diskussionen. Es zählt darum zu den Herausforderungen, die biblischen Texte einzubeziehen in die aktuellen Fragen, ohne die Texte zu missbrauchen als vermeintlich sichere Begründungsbank für unsere eigentlich schon vorgefertigte Meinung. Das gilt es im Hinterkopf und im Herzen zu haben, wenn wir uns den Texten nähern. Wir machen uns auf die Suche nach Texten, in denen sich Spuren und Bilder dessen entdecken lassen, was wir mit heutigen Begriffen anders auf den Punkt bringen: was wir als Exklusion, Segregation, Integration oder Inklusion bezeichnen.

Es deutet sich also schon an: So einfach und eindeutig gestaltet es sich nicht mit der Bibel und der Inklusion – selbst wenn man sich wünschen mag, in diese Lücke auf dem Boden der politisch-korrekten und ethischen Überzeugung ein genau passendes Stück der biblischen Auslegeware, wie Jürgen Ebach die Texte bezeichnet, einfügen zu können.

Denn aus der Möglichkeit des Dabei-Seins ergibt sich, zumindest, wenn man die menschliche Freiheit ernstnimmt, doch vermutlich auch jene des „Nicht-Dabei-Seins“. Begeben wir uns also auf die Suche nach den Spuren der biblischen Bilder vom Dabei- und Nichtdabei-Sein. Exemplarisch, denn zweifellos lässt sich nicht an allen relevanten Geschichten und Worten auf dem Weg durch die Testamente Station machen. Oder biblisch gewendet und damit schon quasi mitten im Thema frei nach Mt 22,14: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt...

Austausch über die Texte und Gedanken am Ende. Zwischendurch gemeinsames Singen, nicht als Lückenfüller von notwendigen Pausen, sondern im Sinne eines Gesprächs mit den Texten und Gedanken.

Biblische Erzählungen von Exklusion und Segregation

Wenn man dem Motto folgen will, dass das Beste – oder vielleicht zumindest das Bessere – zum Schluss kommt, dann bedeutet das, mit dem Schlechteren, in unserem Fall: mit dem vermutlich weniger Angenehmen zu beginnen. Wenden wir uns Texten zu, die unsere Hoffnungen auf die biblische Begründung von Inklusion und Integration herausfordern. Eine solche Herausforderung stellt das Hiob-Buch dar – die Erzählung über den wohlhabenden, glücklichen Mann Hiob, der auch noch, wie es biblisch heißt: „fromm und rechtschaffen, gottesfürchtig war“ und der „das Böse“ mied. Dieser, zu neudeutsch: Gutmensch verliert nun plötzlich alles – seine Gesundheit, seine Kinder, sein Hab und Gut. In seinen Augen geschieht all dies ganz un-nachvollziehbar und angesichts seines frommen Lebenswandels ganz ungerechter-

weise. Die Leser hören hingegen in der Rahmenerzählung von dieser merkwürdigen Wette zwischen Gott und dem Satan: Hiob sei Gott doch vermutlich nur in den guten Zeiten treu, wettet der Satan. Nimmt man ihm alles, dann sei es bestimmt auch mit der Gottesfürchtigkeit schnell vorbei. Gott, und die Rede vom „lieben Gott“ bleibt einem da ein bisschen im Halse stecken... hält dagegen. Über viele Kapitel hinweg verfolgen die Leser dann den Weg eines Menschen, der ausgeschlossen wird und der sich an den Rand seines alten Lebens gedrängt fühlt. Freunde, auch hier fragt man sich als Leser dieser Erzählung irgendwann, ob man das Wort Freunde lieber in Anführungsstriche setzen müsste, Freunde kommen zu Hiob und wollen ihn trösten, indem sie mit ihm die Ursachen für seine miserable Situation zu ergründen suchen. In ein Stück aus dieser Diskussion hören wir nun einmal herein. In Hiobs zweite Antwort an seinen Freund Bildad von Schuach.

Hiob 19,13-19:

Er hat meine Brüder von mir entfernt, und meine Verwandten sind mir fremd geworden. Meine Nächsten haben sich zurückgezogen, und meine Freunde haben mich vergessen. Meinen Hausgenossen und meinen Mägden gelte ich als Fremder; ich bin ein Unbekannter in ihren Augen. Ich rief meinen Knecht und er antwortete mir nicht; ich musste ihn anflehen mit eigenem Munde. Mein Odem ist zuwider meiner Frau, und den Söhnen meiner Mutter ekelt's vor mir. Selbst die Kinder geben nichts auf mich; stelle ich mich gegen sie, so geben sie mir böse Worte. Alle meine Getreuen verabscheuen mich, und die ich lieb hatte, haben sich gegen mich gewandt.

Den Verfassern des Hiobbuches sagt die alttestamentliche Forschung eine hohe Bildung nach. Was man ihnen angesichts der eben gelesenen Verse hier auch attestieren kann, ist eine hohe Sensibilität für das Leiden am Ausschluss vom gesellschaftlichen Leben. Die Worte, die sie Hiob in den Mund legen, sind auch heute für viele Menschen gut nachvollziehbar: Dass man sich aus der Gesellschaft ausgeschlossen erfährt, weil es an Geld, familiären Beziehungen oder Gesundheit mangelt (immer öfter auch an allem zugleich), sei es, dass all dies nie vorhanden war oder verloren ging wie bei Hiob. Auf die ohnehin schon belastenden finanziellen, gesundheitlichen oder Beziehungskrisen legt sich allzu oft noch die zusätzliche Last, dass sich Menschen von einem abwenden – aus Scham, Unsicherheit, Enttäuschung oder der Wahrnehmung „mit dem, mit der ist ja nun nichts mehr anzufangen“. Und wenn es noch ärger kommt, beginnen sie, den Menschen zu bedrängen: Hiob spricht von bösen Worten, Abscheu; modern übersetzt: Mobbing. Hiobs Rede klingt traurig, verzweifelt, auch wütend, weil er an seiner Situation ja offensichtlich nichts ändern kann. Ratlos schaut er in eine, wie Jürgen Ebach es formuliert, „verkehrte Welt“: „Hiob leidet nicht allein an seiner Krankheit, sondern auch daran, dass sich in seinem Geschick die Zerrüttung der (alten) Ordnung erweist.“² Vor dem Hintergrund der Ausschluss-Erfahrungen auf allen Ebenen des Lebens ist den „Freunden“ folglich einerseits anzurechnen, dass sie überhaupt zu Hiob gehen. Andererseits verstärken sie nach und nach diese Exklusionsmechanismen, indem sie bei Hiob selbst die Ursachen für das Problem suchen. Gott ist gerecht, so lautet ihre Botschaft, die quasi lehrbuchhaft den alttestamentlichen Zusammenhang von Tun und Ergehen durchbuchstabiert. Wenn es jemandem schlecht geht, man also so von Gott gestraft wird, dann wird das schon seinen Grund gehabt haben. Noch stärker: Dann MUSS der Mensch etwas falsch gemacht haben. Anstatt Hiobs Schuld zu suchen, hätten die Freunde, wenn auch nicht die Wette zwischen Gott und Satan, so doch aber zumindest die Möglichkeit in Betracht ziehen können, dass das Unglück auf widrige gesellschaftliche oder lebensweltliche Umstände zurückzuführen sei: schlechte Ernten ver-

² Jürgen Ebach, Streiten mit Gott. Hiob, Teil 1 (Hiob 1-20). Neukirchen-Vluyn 1996, 156.

ursachen Armut, Kälte macht krank, Feinde verantworten den Tod der Kinder. So wie die Freunde würde heute natürlich niemand mehr den von Exklusion Betroffenen die Verantwortung für ihre Situation geben. Meint man. Aus der Sicht z.B. von Menschen mit Behinderung stellt sich das möglicherweise etwas anders dar: Wie lange brauchte und braucht unsere Gesellschaft, bis sie aus „den Behinderten“ die „Menschen mit Behinderung“ werden ließ, die sprachlich nicht auf ihre körperlichen oder geistigen „Defizite“ reduziert werden. Wie langsam weitete sich der Blick der gewiss es gutmeinenden Menschen, der Politik und Institutionen: Wie lange brauchte es, von der Wahrnehmung der Behinderung als „disability“, also wörtlich der „Unfähigkeit“ der Betroffenen, hin zu der Wahrnehmung der Behinderung als Handicap, das vor allem *gesellschaftlich* bedingt ist.

Hiob beklagt in den Diskussionen mit den Freunden sein Leid und er beklagt den Ausschluss aus den Gemeinschaften seiner Familie, Freunde, Arbeit. Wer die Reden zwischen Hiob und den Freunden verfolgt, kann feststellen, dass er – will er ihnen doch einfach keinen Grund, keine Schuld nennen... - auch in der Kommunikation immer weiter an den Rand gedrängt wird. Immer weniger erscheinen die Worte der Freunde tatsächlich als „Antworten“ auf das, was Hiob gesagt, gefragt, beklagt hat.

LIED KlangFülle 89,1.2 Geh mit uns auf diesem Weg

Das Ende dieser immer fruchtloseren Diskussionen leitet die große Rede Gottes ein, in der er von seiner großen Macht als Schöpfer erzählt und von der Großartigkeit der Schöpfung. Damit fegt er die Klein-Klein-Schuld-Mutmaßungen der Freunde vom Tisch und rügt sie später noch wegen ihres Umgangs mit Hiob. Umgekehrt bringt Gottes Rede Hiob offensichtlich dazu, vor dieser Wucht von göttlicher Schöpferkraft seine menschlichen Fragen und seine eigenen Nöte anders einzuordnen und sich Gott erst recht anzuvertrauen. Dieses Gespräch zwischen Gott und Hiob bietet zweifellos viel theologischen Diskussionsstoff. Es zeigt: Zumindest aus der Gottesbeziehung ist Hiob durch seine Leiden nicht ausgeschlossen worden. Das lässt sich im Blick auf die Fragen nach Inklusion und Exklusion vorsichtig sagen. „Hauptsache, Gott hat einen nicht verstoßen – Dabei sein/ bei Gott sein ist alles“ Ganz befriedigend mag diese Botschaft nicht erscheinen angesichts des lebensweltlichen Ausgeschlossenenseins, das ja zumindest indirekt von Gott verursacht wurde. Man mag sich erinnern fühlen an die Bergpredigt, in der es heißt

„Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Übles gegen euch, wenn sie damit lügen. Seid fröhlich und getrost; es wird euch im Himmel reichlich belohnt werden.“ (Mt 5,11f.)

Wer dem Glauben auch zutraut, Kraft zur Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse freizusetzen, der wird sich mit den Schätzen im Himmel allein nicht ganz zufrieden geben wollen. Für die Fragen nach Inklusion und Integration aber scheint der Schluss in der Rahmenerzählung interessanter: Plötzlich wird nämlich alles wird gut. So schnell und unberechenbar wie das Leid über Hiob hereingebrochen war, endet die Wette. Hiob wird reichlich belohnt:

Hiob 42,10b-12a:

„und der HERR gab Hiob doppelt so viel, wie er gehabt hatte. Und es kamen zu ihm alle seine Brüder und alle seine Schwestern und alle, die ihn früher gekannt hatten, und aßen mit ihm in seinem Hause und sprachen ihm zu und trösteten ihn über alles Unglück, das der HERR über ihn hatte kommen lassen. Und ein jeder gab ihm ein Goldstück und einen goldenen Ring. Und der HERR segnete Hiob fortan mehr als einst...“

Alles und noch mehr davon bekommt er zurück: Wohlstand, Gesundheit, Freunde und Familie. Sie sitzen wieder mit ihm am Tisch und essen. Hiob ist zurück in der Gemeinschaft. Dieses Hollywood-gleiche Happy End kann nach der zuvor so nachvollziehbar beschriebenen Leiderfahrung fast enttäuschen: Wie wenig entspricht solche eine Entwicklung der Realität? Hätten wir uns ein anderes Ende gewünscht? Interessant zu beobachten ist dabei der Besuch der Familie und Freunde (V. 11), der auch exegetisch vor eine exegetische Herausforderung stellt: Die alttestamentliche Forschung behilft sich oft damit, diesen Vers ohnehin literar- und redaktionskritisch auszusortieren und eigentlich an den Anfang des Hiobbuches zu stellen, wo er doch vermutlich herstamme. Hinterher, so die Annahme, sei der Trost doch fehlplatziert. Diese Sicht muss man, wie nochmals Jürgen Ebach in seinem Hiobbuch darlegt, nicht teilen.³ Trost ist immer möglich. Behält man den Vers am Ende, so lässt sich dennoch nicht eindeutig entscheiden, ob die Verwandten und Freunde zu ihm kommen, *nachdem* Gott Hiobs Geschick schon wieder gewandt hat, oder ob dieser Besuch gerade als *Zeichen der Wendung* zu deuten ist. Im ersteren Fall, der der Abfolge der Verse entspricht, würden die Verwandten und Freunde auftauchen, *weil* Hiob, von Gott reich belohnt, als Wohlhabender und Genesener bereits wieder den gesellschaftlichen Erwartungen entspricht. Auf solche Formen von Re-Integration kann man wohl gern verzichten. So ein „Dabei sein“ wäre kaum alles. Für den letzteren Fall dagegen spricht, dass die Besucher Hiob ob seines Unglücks bedauern. Die Botschaft lautete also: Re-Integration in das Beziehungsnetz kann auch dann gelingen, solange die Betroffenen eben betroffen sind. Hiobs Wohlergehen würde mit der Wiederaufnahme in die Gemeinschaft beginnen, Goldstücke, Kinder und co. kämen erst anschließend wieder hinzu.

Das Hiobbuch erzählt also nicht allein die Geschichte der Theodizee, der Frage nach dem Grund für Leid und des Rechtens mit Gott. Beispielhaft gibt es auch Einblick in die Erfahrung vom Ausgeschlossensein aus dem Rest des Lebens und davon, wie schnell das geschehen kann, wenn Menschen dem gesellschaftlichen Erwartungsmainstream nicht entsprechen und das soziale functioning nicht leisten.

Verwandt mit der Exklusion, aber doch davon soziologisch unterschieden wird die Segregation, im Fachjargon: die Entmischung von unterschiedlichen Elementen. Diese „Entmischung“ setzt grundlegend voraus, dass sich unterschiedliche Gruppen unterscheiden lassen, die ohnehin eigentlich fälschlicherweise auf einem Gebiet, in einer Gemeinschaft zusammenleben, lernen, arbeiten, ... „Ausgeschlossen“ im individuellen Hiob'schen Sinne wird – zumindest vordergründig – niemand, sondern die Gruppen werden anhand bestimmter Merkmale voneinander unterschieden und abgegrenzt. Auch in dieser – nicht rundweg sympathischen anmutenden und vom Versöhner nicht unbedingt erwarteten – Disziplin hat sich Gott geübt. Erinnern wir uns z.B. an den Exodus Israels, dann steckt bereits in dieser Bezeichnung eine Segregationsbeschreibung. Das Volk Israel zieht aus. Es trennt sich oder wird auf Gottes Geheiß und unter Moses Führung getrennt von den Ägyptern. Für sie musste das Volk Fronddienst leisten, aber der Überlieferung nach hat man dort immerhin auch nicht weniger als 430 Jahre gemeinsam gelebt (Ex 12,40). Diese „Entmischung“ wird als Errettung von Gottes Volk aus der Unterdrückung des ungerechten fremden Volkes gefeiert. Wie es den Ägyptern nach der Trennung ergeht, erscheint weniger interessant als das umfangreich weiter beschriebene Schicksal des Gottesvolkes. In den Evangelien im Neuen Testament dagegen finden sich oft konkretere Vorstellungen für die verschiedenen, für die vor und von Gott unterschiedenen Gruppierungen. Das klingt dann z.B. so im Gleichnis „Vom Unkraut unter dem Weizen“:

³ Jürgen Ebach, Streiten mit Gott. Hiob, Teil 2 (Hiob 21-42), Neukirchen-Vluyn 1996, 166f.

Mt 13,24-30:

Er legte ihnen ein anderes Gleichnis vor und sprach: Das Himmelreich gleicht einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säte. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säte Unkraut zwischen den Weizen und ging davon. Als nun die Saat wuchs und Frucht brachte, da fand sich auch das Unkraut. Da traten die Knechte zu dem Hausvater und sprachen: Herr, hast du nicht guten Samen auf deinen Acker gesät? Woher hat er denn das Unkraut? Er sprach zu ihnen: Das hat ein Feind getan. Da sprachen die Knechte: Willst du denn, dass wir hingehen und es ausjäten? Er sprach: Nein! Damit ihr nicht zugleich den Weizen mit ausrauft, wenn ihr das Unkraut ausjätet. Lasst beides miteinander wachsen bis zur Ernte; und um die Erntezeit will ich zu den Schnittern sagen: Sammelt zuerst das Unkraut und bindet es in Bündel, damit man es verbrenne; aber den Weizen sammelt mir in meine Scheune.

Es braucht nicht viel Phantasie, um das Gleichnis deuten zu können, was Jesus auf Bitte seiner Jünger dennoch wenige Verse später tut (Mt 13,38-43): Der Menschensohn ist der gute Sämann, der Teufel der feindliche. Die guten Samen symbolisieren die Kinder des Reiches, das Unkraut die des Bösen. Zum Weltende, der „Erntezeit“, sollen die Menschen getrennt werden. Ungerechte landen „im Feuerofen“, wo „Heulen und Zähneklappern“ herrscht, Gerechte dagegen sollen „leuchten wie die Sonne in ihres Vaters Reich“.

In diesem Ton geht es weiter. Mt 13 liest sich als ein Kapitel voller Unterscheiden und Trennen: Darin findet sich nämlich auch das Gleichnis vom Sämann, dessen Saat auf unterschiedlichen Boden fällt und je nachdem aufgeht, rasch verdorrt, von den Vögeln gefressen oder von den Dornen erstickt wird. Da gibt es das Gleichnis vom Fischnetz, aus dem nach dem Fang die guten Fische gelagert und die schlechten weggeworfen werden. Auch hier geht es um die Unterscheidung, die Segregation der Gerechten und Ungerechten unter den Menschen, zwischen jenen, die Gutes tun, und jenen, die sich von der Welt verführen lassen. Nicht zuletzt endet das Kapitel mit einem Stück „Rahmenhandlung“: Jesus zieht in seine Heimatstadt Nazareth, eigentlich absehbar ein Ort, an den er gehört, in dem er zuhause ist. Doch getäuscht: Auch hier wird plötzlich unterschieden. Denn in seiner Heimatstadt grenzt man sich von ihm und den Seinen ab. Man stört sich an ihnen, die nicht in die Gemeinschaft des Ortes und seiner Familie passen wollen.

Mt 13,54b-58:

„Woher hat dieser solche Weisheit und solche Taten? Ist er nicht der Sohn des Zimmermanns? Heißt nicht seine Mutter Maria und seine Brüder Jakobus und Josef und Simon und Judas? Und seine Schwestern, sind sie nicht alle bei uns? Woher kommt ihm denn das alles? Und sie ärgerten sich an ihm.“

Die Familie Jesu wird „entmischt“: der sonderbare Wandercharismatiker, als den ihn Gerd Theißen und Annette Merz stets bezeichnen, soll sich mit seiner Gruppe woanders tummeln. „Ein Charismatiker“, so schreiben sie, „hat Gegner.“⁴ In diesem Fall unterscheidet und trennt nicht also nicht direkt Gott, sondern die Menschen selbst grenzen sich von Jesus ab. Der umgekehrt spürt diese Ablehnung, erklärt seinen Jüngern, dass ein Prophet nie so wenig gelte, wie in seinem Heimatland, und, wie Matthäus berichtet, tut wenig Zeichen – quasi zur Strafe und Bestätigung dieser Trennung. In den Berichten der anderen Evangelien ist es dagegen meist aktiv Jesus selbst, der die Unterscheidung von seiner Familie, die ihn für „von Sinnen“ (Mk 3,20) hält, vornimmt. Seiner Familie fühlt er sich weniger verbunden als seinen „wahren

⁴ Gerd Theißen / Annette Merz: Der historische Jesus. Ein Lehrbuch, 2. Aufl., Göttingen 1997, 217.

Verwandten“ (Mk 3,31-35), wie er alle nennt, die ihm nachfolgen.

Die letzten beiden letzten Worte des Kapitels 13 erscheinen wie ein Schlüssel zur rückwirkenden Deutung des ganzen Kapitels: „er tat dort (also in Nazareth) nicht viele Zeichen wegen ihres Unglaubens.“ Der Unglaube ist es, an dem sich in den genannten Gleichnissen zuvor die Segregation festmacht. Wer Gott treu ist und Gottes Willen tut, der gehört zur Ernte, zum guten Fang, zur fruchtbringenden Saat, zu den „Kindern Gottes“. Die Vorstellung einer „Familia Dei“, deren Verwandtschaft sich quer zu allen biologischen oder rechtlichen Verwandtschaften ergibt und die sich innerhalb der Gesellschaft unterscheiden, entmischen lässt, findet sich als breit angelegte Traditionslinie in allen Evangelien: Für Theißen / Merz ein Grund zur Annahme, dass diese Vorstellung auf den historischen Jesus selbst zurückzuführen ist.⁵ Klingt dieses familiäre Vokabular auch ganz heimelig und liebevoll, so macht der Sohn Gottes gleichwohl selbst deutlich: Unfriedlich wird die Situation, wenn sich die Menschen für oder gegen ihn und damit für oder gegen Gott entscheiden müssen. Nach dem Lukas-Evangelium (Lk 12,49.51-53) sagt er:

Ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden; was wollte ich lieber, als dass es schon brennte!... Meint ihr, dass ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage: Nein, sondern Zwietracht. Denn von nun an werden fünf in einem Hause uneins sein, drei gegen zwei und zwei gegen drei.

Zwietracht bringt Jesus. Das alte Wort übersetzt man für gewöhnlich mit „Streit“, doch das mag den Eindruck erwecken, am Ende würde man sich vielleicht wieder vertragen. Das Wort Zwietracht hingegen unterstreicht wiederum eher die Idee von Segregation, leitet es sich doch ab vom Verb „entzwei trachten“, was nicht weniger bedeutet als „sich trennen“. Die Unterscheidung wird also schmerzhaft, und die Entscheidung lässt sich auch nicht einmal aufschieben. An Jesus kann man sich nicht vorbeistehlen um des lieben Gemeinschaftsfriedens willen. Dabei sein ist alles: In diesem Fall – auf die Gemeinschaft der familia dei hin betrachtet und im Angesicht der düsteren Prognosen von Heulen und Zähneklappern für die anderen Menschen, die nicht dabei sind – erscheint das durchaus wünschenswert.

Nach diesen Stücken der biblischen Auslegung hört man ein so sattsam bekanntes Lied möglicherweise auf neue Weise:

LIED EG 170: „Komm, Herr, segne uns“ Strophe 1

Biblische Erzählungen von Integration und Inklusion

Für die Hoffnung auf den liebevollen, rechtfertigenden Gott, der selbst dem letzten verlorenen Schäfchen nachgeht, und für das Bild von Jesus als dem sanften Versöhner stellen diese Texte – und das waren ja lang nicht alle derart – gewiss Glaubensklippen dar. Dabeisein ist alles, nur dabei sind eben nicht alle.

Dass bei Überlegungen zu Exklusion und Segregation oft schon die Ideen der Gegenteiligen Integration und Inklusion mitschwingen, war schon bei der Rede von der „familia dei“ zu bemerken. Die Familie Gottes, die über die Grenzen von Verwandtschaft, Nation oder sozialem Status hinweg Menschen einbezieht und zu Geschwistern macht, demonstriert, wie Integration und Inklusion (auf die Unterscheidung komme ich gleich noch) auf biblisch, hier konkreter: neutestamentlich funktionieren sollen. Die Zielvorstellung einer umfassenderen menschlichen Gemeinschaft, die Unterschiedlichkeit vereinen, vielleicht besser: vereinbaren kann, findet sich aber auch bereits im Alten Testament. Den theologisch-anthropologischen Grund dafür

⁵ Theißen/Merz, 203.

legt, wie so oft – ein Glück, dass wir sie haben –, bereits die Schöpfungsgeschichte. Der Mensch wird nach Gen 1, dem ersten, aber historisch jüngeren Bericht, von Gott erschaffen als Mann und Frau, und so wie ich es formuliere, greife ich die biblische Formulierung auf, die ebenfalls so merkwürdig Singular und Plural kombiniert: Gott schuf *den* Menschen, und er schuf *sie* als Mann und Frau. Der zweite, ältere und anschaulichere Bericht von der Erschaffung der Welt, erzählt ebenfalls von dieser Gemeinschaft der Verschiedenen: Adam und Eva, die kunstvoll aus ihm heraus, aber eben doch anders von Gott geschaffen wurde, sollen sich ein Gegenüber sein, und ihre Unterschiedlichkeit als Hilfe in die Zweier-Gemeinsamkeit einbringen. Gott als der gemeinsame Lebensgrund ermöglicht, ja schafft und verlangt Vielfalt, die nicht nebeneinander her existiert, sondern die aufeinander bezogen ist und dieser Beziehung im Leben Gestalt gibt. Schon auf der Ebene der Beziehungen im Nahbereich ist es dann im wahren Leben mitunter gar nicht so leicht, die Unterschiede zu integrieren. Wie schwierig sich dies auf der Ebene der Nationen und Völker gestaltet, konnte man nicht nur zuvor an den Exklusions- und Segregationsgeschichten des Volkes Israel gesehen: Bis heute lässt sich die „Weltgesellschaft“ noch nicht ohne die zahlreichen Konkurrenzen, Abgrenzungen und Exklusionen denken. Trotzdem bleibt die biblische Hoffnung auf eine umfassendere Gemeinschaft nicht auf den zwischenmenschlichen Nahbereich beschränkt. Besonders die Propheten des Alten Testaments haben immer wieder Ideen einer inklusiven Gemeinschaft ausgemalt. Michas Vorstellung von der „Völkerwallfahrt zum Zion“, ein Text, von dem einige Verse (Mi 4,4f.) übrigens im Zentrum des Schlussgottesdienstes beim Kirchentag stehen werden, gehört dazu.:

Mi 4,1-7:

In den letzten Tagen aber wird der Berg, darauf des HERRN Haus ist, fest stehen, höher als alle Berge und über die Hügel erhaben. Und die Völker werden herzulaufen, 2und viele Heiden werden hingehen und sagen: Kommt, lasst uns hinauf zum Berge des HERRN gehen und zum Hause des Gottes Jakobs, dass er uns lehre seine Wege und wir in seinen Pfaden wandeln! Denn von Zion wird Weisung ausgehen und des HERRN Wort von Jerusalem. 3Er wird unter großen Völkern richten und viele Heiden zurechtweisen in fernen Landen. Sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Es wird kein Volk wider das andere das Schwert erheben, und sie werden hinfort nicht mehr lernen, Krieg zu führen.

*Kirchentagsübersetzung: Alle Menschen aus Israel und den Völkern werden unter ihrem eigenen Weinstock und unter ihrem Feigenbaum sitzen – niemand wird mehr Terror verbreiten. Denn das Wort Adonajs, mächtig über Himmelsheere, wirkt. Ja, alle Völker handeln im Namen ihrer Gottheiten, wir handeln im Namen Adonajs, unseres Gottes, jetzt schon – und in der Zukunft.*⁶

Zur selben Zeit, spricht der HERR, will ich die Lahmen sammeln und die Verstoßenen zusammenbringen und die ich geplagt habe. Und ich will den Lahmen geben, dass sie viele Erben haben, und will die Verstoßenen zum großen Volk machen. Und der HERR wird König über sie sein auf dem Berge Zion von nun an bis in Ewigkeit.

⁶ Luthertext: *Ein jeder wird unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen, und niemand wird sie schrecken. Denn der Mund des HERRN Zebaoth hat's geredet. Ein jedes Volk wandelt im Namen seines Gottes, aber wir wandeln im Namen des HERRN, unseres Gottes, immer und ewiglich!*

Micha richtet das Augenmerk besonders darauf, dass dieses prophezeite inklusive Königreich Gottes, dieses Miteinander der unterschiedlichen Völker nicht nur persönlichen good will verlangt, sondern aufgrund sozialer, politischer, religiöser Rahmenbedingungen funktioniert. Seine Vision beschreibt dabei interessanterweise allerdings, bis auf das Umschmieden, weniger die aktive, betriebsame Herbeiführung dieser inklusiven Gesellschaft. Reden wir heute von Inklusion, dann geht es stark um den menschlichen und bleibend aktiven Anteil daran, um das „Machen“, „Herstellen“ von Inklusion, um Leitbildprozesse, Gesetzgebung, engagierte Initiativen. Micha zeichnet demgegenüber eine ruhig anmutende, im besten Sinne zu-friedene Vision einer Gemeinschaft. Vielleicht hört man heraus, dass die Menschen hier eigentlich fast eher etwas statisch nebeneinander her, als, wie es die heutigen Inklusionsvorstellungen oft implizieren, „mit“-einander leben, aber zumindest – und das ist nicht nichts – partizipieren sie alle am Frieden, am Wohlstand und können ihre je eigenen religiösen Weltanschauungen vertreten. Zweifellos entsteht das theologische Paradox an der Frage des Glaubens: Die Völker pilgern zum Zion, handeln aber dennoch im Namen ihrer Gottheiten. Sie scheinen sich also einerseits an das Volk Israel anzupassen, und sehen sich andererseits weiterhin ihren eigenen Göttern verbunden. Ganz lösen lässt sich das nicht, allzumal wenn man die zuvor beschriebenen, bisweilen im Wortsinn „messerscharfen“ Unterscheidungen anhand von Glauben und Unglauben noch im Hinterkopf hat. Gott reut offensichtlich, dass er Menschen geplagt hat, und will sie im großen Volk sammeln. Doch zugleich steht seine eigene Rolle als königlicher, mächtiger Herrscher über dieses Volk natürlich fest. Eine mögliche Deutungsschneise schlägt die Überlegung, dass man mit dem gemeinsam eingehaltenen Frieden, dem gerecht, hier sogar ganz gleich geteilten Reichtum, eine gemeinsame pragmatische Ebene des Zusammenlebens aller findet, die dem Willen Gottes entspricht, und die Fragen nach der Gottheit (vorerst?) für zweitrangig erklären kann. Was sich aus dieser biblischen Szene für unsere Fragen mitnehmen lässt: Am Horizont der prophetischen Zukunftsansagen taucht die von Gott gesammelte Gemeinschaft von bisher getrennten, gar verfeindeten Völkern, von Menschen mit Migrationshintergrund, und aus unterschiedlichen sozialen Schichten sehr wohl auf. Gerechtigkeit, Frieden und Toleranz erscheinen als Motor dieser Gemeinschaft. Das Bild von Inklusion wird hier in wenig energischen Zügen gezeichnet: nicht als arbeit-sames und hochkommunikatives Projekt der Mitglieder, sondern eher als Erfahrung von individueller Ruhe und Zufriedenheit im Zusammenleben.

Ist das nun eine Minimalvision unserer Inklusionshoffnungen, oder vielleicht sogar die maximale Zielperspektive – eine Gesellschaft, in der alle gleichermaßen an den Gütern und am Frieden teilhaben?

LIED KlangFülle 44: Friedenstraum (Kanon)

Was bei Micha, wie schon angeklungen, etwas auf der Strecke bleibt: Als nüchterne Kennerinnen und Kenner des wahren Lebens in der mündig gewordenen Welt, wie es bei Bonhoeffer heißt,⁷ gehen wir meist davon aus, dass Weinstöcke, Feigenbäume und Friedensabkommen eben doch nicht vom Himmel fallen. Bäume für alle zu pflanzen und die Kriegsschwerter umzuschmieden, also die Rahmenbedingungen zu schaffen, dürfte vielleicht doch eine maßgebliche Voraussetzung für dieses neue inklusive Zusammenleben darstellen. Im Neuen Testament finden wir anschauliche Beispiele dafür. Aus der Überzeugung heraus, dass alle Menschen über die biologischen, sozialen und nationalen Grenzen hinweg in die Gemeinschaft der Kinder Got-

⁷ Dietrich Bonhoeffer: Widerstand und Ergebung. Briefe und Aufzeichnungen aus der Haft (DBW 8), Gütersloh 1998, 477.

tes eingeladen sind, werden auch die noch bestehenden gesellschaftlichen Ausgrenzungen infrage gestellt. Theoretisch auf den Punkt bringt das Paulus in seinem Brief an die Galater (Gal 3,28): „*Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.*“

In dem bekannten Bild von dem einen Leib und den vielen Gliedern geht Paulus noch einen Schritt weiter, indem – ähnlich der Schöpfungsgeschichte – deutlich wird: Hier geht es auch nicht allein darum, das „Leben der Anderen“ gnädig zu tolerieren, sondern es *braucht* die Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit, wie ein Körperteil nicht ohne das andere existieren und funktionieren kann (1. Kor 12).⁸ Wie das Ganze praktisch aussieht, berichten umgekehrt die Evangelien: Jesus richtet sich vorrangig an jene oder erzählt in Gleichnissen von jenen, die sich aufgrund ihres sozialen Status, ihrer Krankheiten und fremder Herkunft am Rande oder außerhalb der Gesellschaft wiederfinden. Er wendet sich ihnen zu, sorgt sich um sie und vermittelt ihnen: Ihr dürft euch als Kinder Gottes gleichermaßen angenommen wissen! Dieser Zuspruch soll auch in der gesellschaftlichen Wahrnehmung und Partizipation der Menschen eine Entsprechung finden.

Besondere Aufmerksamkeit unter den Jesus-Geschichten kommt in der theologischen Auseinandersetzung mit Integration und Inklusion darunter nun Heilungswundern, wie dem folgenden zu.

Mk 10, 46-52:

Und sie kamen nach Jericho. Und als er aus Jericho wegging, er und seine Jünger und eine große Menge, da saß ein blinder Bettler am Wege, Bartimäus, der Sohn des Timäus. Und als er hörte, dass es Jesus von Nazareth war, fing er an, zu schreien und zu sagen: Jesus, du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und viele fuhren ihn an, er solle stillschweigen. Er aber schrie noch viel mehr: Du Sohn Davids, erbarme dich meiner! Und Jesus blieb stehen und sprach: Ruft ihn her! Und sie riefen den Blinden und sprachen zu ihm: Sei getrost, steh auf! Er ruft dich! Da warf er seinen Mantel von sich, sprang auf und kam zu Jesus. Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Was willst du, dass ich für dich tun soll? Der Blinde sprach zu ihm: Rabbuni, dass ich sehend werde.

Jesus aber sprach zu ihm: Geh hin, dein Glaube hat dir geholfen. Und sogleich wurde er sehend und folgte ihm nach auf dem Wege.

Die neutestamentliche Forschung deutet solche Wunder nun oft so, dass damit jenseits des göttlichen Machterweises v.a. auch die Wiedereingliederung von zuvor Ausgeschlossenen in die Gesellschaft demonstriert werde. Bartimäus sitzt am Weg, ist offensichtlich nicht Teil der Menge, muss er doch erst hergerufen werden. Seine Augen können nicht sehen, und den Mund verbieten sie ihm. Seine Behinderung führte mehr oder weniger zwangsläufig auch zur sozialen Not: er muss betteln. Nach der Heilung wird Bartimäus wieder beweglich. Er sitzt nicht mehr am Rand, sondern folgt dem Wege, vermutlich ins Zentrum, in einen Ort hinein, und dies nicht mehr allein, sondern als Teil der Gruppe um Jesus. Aus der Perspektive von Menschen mit chronischen Krankheiten und Behinderung kann diese gut gemeinte theologische Interpretation gleichwohl einen bitteren Beigeschmack bekommen: Gelten Heilungen als „Befreiung“ und Befähigung zu einem reicheren Leben, dann erscheinen Behinderungen und Krankheiten im Umkehrschluss folglich als „Belastungen“ und „Defizi-

⁸ Aufmerksam zu lesen ist 1. Kor. 12,23. Könnte man Paulus mit diesem Vers vorwerfen, letztlich doch einzelne Menschen auszuschließen, so ist die Wortwahl zu beachten: Ausdrücklich schreibt er, dass die besondere Sorge jenen gelten soll, die als die Schwächsten (genauer übersetzt: die Beschämenden) erscheinen. Nicht schreibt Paulus, dass sie es „sind“.

te“. Oder, wie die selbst erblindete Theologin Susanne Krahe kritisch konstatiert: „Das Wunder hat alle Beteiligten von der Herausforderung erlöst, einen unpassenden Menschen in ihre Gemeinschaft aufzunehmen.“⁹ Nur „irgendwie“ dabei zu sein, wäre aus einer solchen Perspektive eben nicht alles, sondern danach kommt es auch darauf an, als *wer* man selbst dabei sein und sich einbringen kann. Krahe bleibt nicht ausschließlich bei dieser skeptischen Perspektive, sondern findet auch deutliche Anzeichen dafür, dass die Menschen mit Behinderung oder Krankheiten nicht nur als „Objekte“ behandelt, sondern von Jesus auch als Subjekte, in ihrem Sosein angesprochen werden. Gerade die Bartimäus-Erzählung lässt sich etwa in anderem Licht lesen: Z.B. ruft Jesus ihn *vor* und nicht erst *nach* seiner Heilung in die Menge hinein.¹⁰ Außerdem, darauf weist der Sonderpädagoge und Pfarrer Wolhard Schweiker hin, darf Bartimäus selbst bestimmen und wird nicht im gutmeinenden Sinne der Sehenden bevormundet: Jesus geht, „beispielhaft nicht selbstverständlich davon aus, dass der Bettler am Rand geheilt oder inkludiert werden will, sondern er fragt ihn: „Was willst du, dass ich dir tun soll?“ (Mk 10,51).¹¹ Das entscheidende Kriterium für das Dabei-Sein bei Gott ist also wiederum nicht eine bestimmte soziale Stellung oder körperliche Fitness, sondern, wie es diese Bibelarbeit durchzogen hat, der vertrauende Glaube, durch den sich die große familia dei konstituiert. Der Glaube bildet das Fundament dieser bunt inklusiven Gottesgemeinschaft und ist zugleich der Motor, auch die Gesellschaft in der Welt immer inklusiver werden zu lassen.

LIED EG 268: Strahlen brechen viele.

Worauf uns heute das verändernde Wirken Jesu auch hinweisen kann: Sich zur inklusiven Gesellschaft zu erklären, reicht allein nicht aus. Auszurufen, dass alle verschieden und somit ja wieder alle gleich seien, wie es im Inklusionslogan „all different – all equal“ heißt, ist nicht nur ein logischer Fehlschluss; es funktioniert auch schlicht nicht. Fast immer gibt es bereits bestehende Mehrheitsverhältnisse, die man für politisch unkorrekt und eigentlich überkommen halten, aber leider eben nicht ignorieren oder einfach auflösen kann. Man denke nur an die copy-paste-Formel am Ende jeder Stellenausschreibung, dass Frauen und Menschen mit Behinderung bei gleicher Eignung und so weiter und so gar nicht fort... Inklusion als Zauberwort bleibt hohl, ja fast kontraproduktiv, wenn die mit ihr versprochene Partizipation nur eine Floskel bleibt und die Beteiligten eben letztlich doch nicht teilhaben können. Genau das lässt sich auch an Jesu Handeln erkennen: Es bedarf in den meisten Fällen der integrativen Anstrengungen, der Sorge und Fürsorge in individueller und politischer Hinsicht. Übrigens ist es bemerkenswert, dass der Begriff der Für-Sorge im Zusammenhang der Inklusionsdebatten einen so negativ-paternalistischen Klang erhält, während er in anderen Diskussionen, z.B. um die Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit auf Englisch als „Care“ gerade Hochkonjunktur feiert. Zweifellos: Es geht auch um die Veränderung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Doch: Die Zuwendung und Unterstützung befähigt jene zum Teilhaben, die sonst durch die gesellschaftlich konstruierten „Normal“kurven zu rutschen drohen. Erst so kommt die ehrlich inklusive Gesellschaft realistischerweise in den Blick.

⁹ Susanne Krahe: Lahme, die nicht gehen wollen. Warum hat Jesus den blinden Bartimäus schon vor seiner Heilung, also als Blinden berufen?, in: *zeitzeichen* 13 (2012), 40-42, hier: 41.

¹⁰ Ähnlich erfolgt in der „Heilung eines Gelähmten“ nach Mk 2,1-12 die Heilung erst nachträglich zur eigentlich zentralen Vergebung der Sünden aufgrund des Unglaubens als „Beweis“ für die Vollmacht Jesu.

¹¹ Wolhard Schweiker: Theologie und Inklusionsdebatte, BeB-Fachtagung 13.3.2012. Abrufbar unter http://www.beb-ev.de/files/pdf/2012/dokus/lehrer/Theologie_und_Inklusionsdebatte_Vortrag_Schweiker.pdf. Vgl. auch seinen Beitrag „Inklusion. Aktuelle Herausforderung für Theologie und Kirche, in: *Deutsches Pfarrblatt* 111, 6(2011), 296-300.

Im Anschluss an Susanne Krahes Einwurf kann allerdings schon gefragt werden: Wie sehr wird Menschen im Zuge solcher integrativen Anstrengungen hin zu einer inklusiven Gesellschaft abverlangt, dass sie sich anpassen und verändern? Oder umgekehrt: Werden wir nicht alle ständig verändert, verändern wir uns, je nachdem, in welchen gesellschaftlichen, kulturellen, religiösen Räumen wir uns bewegen? An welchen Kriterien machen wir fest, welche Veränderungen und Anpassungen wir für legitim halten und welche nicht? Dies sind weiterführende Fragen, mit denen sich die theologische Ethik, nicht aber mehr eine Bibelarbeit befassen muss.

Einige Zusammenfassungen zum Schluss:

- Exklusion und Segregation sind keine neuen Erfindungen. Es gab sie schon zu biblischen Zeiten, manchmal gegen den, manchmal im Sinne Gottes. Auch aus der Perspektive des wandernden Gottesvolkes oder der jesuanischen Bewegung werden immer wieder Grenzen gezogen: Die aktive Exklusion anderer oder die „Entmischung“ sind allerdings kein Selbstzweck. Sie beziehen sich nicht auf den sozialen Status, auf Gebrechen oder Herkunft der anderen, sondern begründen sich allein durch die fehlende, bei Hiob auf die Probe gestellte Treue zu Gott. Gottes Treue zur Gemeinschaft zieht in der prophetischen Vision von der Völkerwallfahrt den Kreis allerdings möglichst weit und macht zum pragmatischen Kriterium, dass die Völker den Willen Gottes tun, indem sie als friedliche und gerechte Gemeinschaft leben.
- Der Ausschluss von Schwachen, Armen, Geplagten in der Welt wird bekämpft. Die inklusive familia dei, überschreitet die innerweltlichen Trennungen und Ausgrenzungen nicht nur, sondern verlangt auch danach, sie zu verändern.
- Integration und Inklusion brauchen einen gemeinsamen Grund. Die Botschaft, die man – bei aller Schwierigkeit – heraushören kann: Das Ziel einer inklusiven Gesellschaft darf nicht zur hohlen Floskel werden, zum bloßen Image, dem hinter der Fassade die Substanz fehlt. Inklusion funktioniert nicht als theoretisch postulierte Gemeinschaft der völlig Unterschiedlichen. Sie braucht Gemeinsamkeit, für Christinnen und Christen: den Gemeinsamen. Dieser gemeinsame Grund lässt die Differenzen tragen. Erst so erscheint die Vielfalt nicht als Nebeneinander unterschiedlicher Körperteile, sondern als ein gemeinsamer Leib mit zusammengehörigen Gliedern.